

ro
ro
ro

Keine
gute
Geschichte
Lisa
Roy

ROMAN



Lisa Roy

Keine gute Geschichte

Roman

Über dieses Buch

Konsequent und illusionslos schreibt Lisa Roy mit ihrem Debütroman gegen den Mythos von einer klassenlosen Gesellschaft an und schenkt der deutschsprachigen Literatur eine Heldin, deren Schlagfertigkeit und trockener Humor unvergesslich bleiben.

Arielle Freytag, Anfang dreißig, hat es eigentlich geschafft: Aufgewachsen im prekären Essener Stadtteil Katernberg, verdient sie als Social-Media-Managerin in Düsseldorf mittlerweile viel Geld. Bis eine Depression sie aus der Bahn wirft und für eine Weile in die «Klapse» bringt. Kaum wieder zu Hause, erreicht Arielle ein Anruf aus Katernberg, und zum ersten Mal nach zwölf Jahren kehrt sie an den Ort ihrer Jugend zurück. Dort werden seit ein paar Tagen zwei Mädchen vermisst – was Arielle mit Wucht an ihre Mutter erinnert, die vor vierundzwanzig Jahren spurlos verschwand.

Damals blieb Arielle allein bei ihrer eigenwilligen Großmutter zurück. Wer ihr Vater ist, weiß sie nicht, auch ihr dunkles, lockiges Haar und die Hautfarbe sind nur ein vager Hinweis: italienisch, türkisch, kroatisch? Während in Katernberg fieberhaft nach den Mädchen gesucht wird, stellt Arielle sich den schmerzhaften Fragen, auf die sie immer dringender Antworten braucht. Hat ihre Mutter sie verlassen, oder ging sie nicht freiwillig?

«Wenn einer Geschichte nicht zu entkommen ist, stürzt man sich am besten in sie hinein. Darin besteht die Kunst Lisa Roys, niemand bleibt verschont, denn allein so können Mitgefühl und Solidarität entstehen.» Ulrich Peltzer

«Ein Brennpunkt, von dem man nicht genug bekommt – auf diese Perspektive hat die deutsche Literatur viel zu lange gewartet.» WDR 5

Vita

Lisa Roy wurde 1990 in Leipzig geboren und wuchs im Ruhrgebiet auf. Sie studierte Literaturwissenschaften und Theologie in Dortmund sowie Literarisches Schreiben an der Kunsthochschule für Medien Köln (KHM) und veröffentlichte in verschiedenen Literaturzeitschriften und Anthologien. Für die Arbeit an ihrem ersten Roman *Keine gute Geschichte* erhielt sie 2021 das Rolf-Dieter-Brinkmann-Stipendium der Stadt Köln und den GWK-Förderpreis Literatur. Lisa Roy lebt mit ihrer Familie in Köln.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, April 2023

Copyright © 2023 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Das Gedicht auf Seite 233 stammt von dem japanischen Dichter Moriya Sen'an (gestorben 1838), deutsch von Yoel Hoffmann.

Covergestaltung FAVORITBUERO, München

Coverabbildung Shutterstock

ISBN 978-3-644-01596-8

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Für Katrin und Mustafa, meine Eltern

Eins

Das ist keine gute Geschichte. Verschwundene Mädchen brauchen eine andere Kulisse. Frei stehende Einfamilienhäuser mit Carports, eine tapfere Mutter, die neben ihrem Ehemann steht und den Lieblingstедdy ihrer Kleinen festhält. Einen Vater, der schwanger aussieht und dem großen Bruder einen Arm um die Schultern legt. Das wäre traurig. Das wäre perfekt.

Was sich nicht als Kulisse eignet: Ruhrgebietstristesse, Nachkriegsbauten, die nicht die Kraft haben, Hochhäuser zu sein, und dünne oder dicke (nimm das nicht persönlich, aber es gibt nie etwas dazwischen) Alleinerziehende, die mit künstlichen Fingernägeln an ihrem Nasenpiercing rumfummeln und in Verteidigungshaltung gehen, sobald sie den Mund aufmachen.

Man braucht auch bessere verschwundene Mädchen: Annas und Claras und Charlottes, die Geige spielen und von Klassenkameradinnen als «hilfsbereit» und «richtig lieb» beschrieben werden. Ashanti und Lara – bei Letzterer passt immerhin der Name – spielten nicht Geige. Bei den großen Schulfotos, die unterhalb der Schlagzeile abgedruckt waren, handelte es sich eher um künftige Teenie-Mütter, um Mädchen, die «Ficken» an die Wand der Schultoilette schmierten und in

ein paar Jahren Blowjobs gegen Hausaufgaben anbieten würden. Lara hatte eine pinkfarbene Plastiksträhne in ihr blondes Haar gebunden. Auf der anderen Seite klemmte eine rote Haarspange. Über ihren kleinen Brüsten, vermutlich noch Babyspeck, stand in Strasssteinen «Hannah Montana». Das runde Gesicht mit den vollen Lippen und den blauen Augen wirkte obszön – trug sie Make-up? Sie lächelte in die Kamera und wirkte nicht wie ein Mädchen, das man vermisst.

Das ist gemein, entschuldige. Du hast vielleicht auch nicht wie jemand ausgesehen, den man vermisst, und ich weiß es ja besser.

Zurück zu den Mädchen: Ashanti war schöner, als ihr wahrscheinlich guttun würde. Ihr ebenmäßiges Gesicht erinnerte an eine junge Beyoncé, ihr wolkenartiger Afrodutt daran, dass sie eine weiße Mutter hatte, die mit dem krausen Haar ihrer Tochter überfordert war. Teilnahmslos, mit halb geöffnetem Mund, schaute sie in die Kamera. In weißer Bluse mit Goldkettchen sollte sie vermutlich aussehen wie eine zukünftige Anwältin, erweckte aber eher den Eindruck einer Edelnutte. «Wo sind unsere Babys?!», wurde über den Fotos gefragt. Ich stellte mir vor, wie ein Banker in einigen Jahren «Baby» in Ashantis Ohr hauchen würde, irgendwo in einem Club bei Mailand, nachdem ihr eine Modelkarriere versprochen worden war. Vorausgesetzt natürlich, sie lebte und konnte noch Edelnutte werden.

Auf der unteren Hälfte der Titelseite eine kurze Human-Interest-Story, in der nichts Neues stand. Daneben das Foto

einer der Mütter, einer schweren Frau in meinem Alter, die ein rosa Plüschkaninchen mit großen Augen in den Händen hielt. Ihre Haare waren so straff zu einem Dutt gebunden, dass sie aussah, als würde sie gegen einen Sturm anlaufen. Bei genauem Hinsehen erkannte ich Melanie, ein Mädchen aus dem Viertel, mit dem ich zur Realschule gegangen bin – erinnerst du dich an sie? Sie hat im selben Block gewohnt, mit einer dürren (siehe oben) Mutter, mit der du dich mal fast geprügelt hättest, ich weiß nicht mehr, warum. Für mich ging es nach der Realschule weiter aufs Gymnasium, für Melanie allem Anschein nach nirgendwohin. «Melanie, die Matratze», sah ich vor mir an der Wand der Sport-Umkleide, sah auch das Mädchen, das es nun doch noch in die Zeitung geschafft hatte.

Ich stieß Magensaft auf, zog mich am Regal hoch und ging aus dem Supermarkt auf die Lorettostraße. Seit ich mir erlaubte, wieder an dich zu denken, fragte ich mich, ob dir mein neues Zuhause gefallen würde. Die Jugendstilhäuser, die überteuerten Restaurants, Boutiquen und Cafés – fändest du all das schick oder schickimicki? Würde ich dich zu Frozen Yogurt und Trüffel-Pasta einladen, oder wärst du eingeschüchtert von alldem?

Vor meinem inneren Auge unsere gemeinsame Welt: die Sechziger-Jahre-Siedlung meiner Kindheit am Essener Stadtrand, oben im Norden, nur wenige Minuten Fußweg nach Gelsenkirchen. Türken (tatsächlich waren übrigens viele der Leute, die wir für Türken hielten, in Wahrheit Libanesen, Kurden oder Marokkaner, aber das wussten wir damals nicht),

ohne Hoffnung auf Integration, aber mit echten Familien und Loyalität, mit Zusammenhalt, Grillen im Park und ständiger gemeinsamer Überzuckerung – und zugegebenermaßen ab und zu auch einer Zwangsehe, häuslicher Gewalt und einem Mädchen, das nicht aus dem Heimaturlaub zurückkehrte. Hier und da ein gut gemeintes, scheiße gemachtes Kulturprojekt, das auf das grüne Ruhrgebiet oder die Geschichte des Bergbaus hinweisen sollte, von Zeitungen und Integrationsbeauftragten hochgelobt, von uns weitestgehend ignoriert. Braune Menschen vor grauen Fassaden, Plastikspielzeug auf schlecht gepflegtem Rasen, würziges Essen in überfüllten Wohnungen. Und natürlich: Erinnerungen an dich.

*

Ich ging zu dem Altbau mit meiner Zwei-Zimmer-Wohnung, immer an den Hauswänden entlang, nie zu nah am Bordstein. Meine Wohnung ist cremefarben, hier und da ein bisschen Perlmutt oder blasses Türkis. Meine ersten eigenen Wohnungen hatte ich noch mit dir im Kopf eingerichtet, hatte ein pinkfarbenes Samtsofa gekauft und getrocknete Rosen von der Schlafzimerdecke baumeln lassen. Aber diese Wohnung hier ist für mein neues Ich, mein wahres Selbst. Sie ist sauber, aufgeräumt, alles hat einen Ort. Klare Linien, helle Farben, Understatement. Ich bin dir entwachsen, es macht mich stolz, es bricht mir das Herz.

Sieben Wochen zuvor war ich aus der Anstalt entlassen worden, hatte mich weder in der Agentur noch bei Freunden gemeldet und auch Doktor Nazemi nicht zur Weiterbehandlung kontaktiert. Ich hatte *Love Island* geschaut, mir täglich Sushi von Nagaya bestellt und auf ein Zeichen gewartet. Ein Zeichen, eine Ausbildung zur Kosmetikerin zu machen, als Deutschlehrerin nach Simbabwe zu gehen, mich von einer Autobahnbrücke fallen zu lassen. Ich nahm, was ich kriegen konnte. Die Antidepressiva – sie trockneten meinen Mund aus, sorgten für Übelkeit, feucht wurde ich auch nicht mehr – nahm ich nicht, dafür trank ich viermal destillierten Belvedere-Wodka. Bei YouTube hatte ich gerade *90 Day Fiancé* eingetippt, um mich von zum Scheitern verurteilten Beziehungen berieseln zu lassen, als mein Handy vibrierte. Nach dem fünften Klingeln meldete ich mich.

«Ja?»

«Hallo, ist da Arielle Freytag? Hier ist Meryem Güçlü, eine Freundin Ihrer Großmutter», sagte eine weiche Stimme. Die Art Stimme, die man von professionellen Sprechern und Schauspielern kennt und erst zu schätzen weiß, wenn man probeweise mal selbst im Tonstudio für 'nen Pitch was eingesprochen hat.

«Meine Großmutter hat keine Freunde», sagte ich.

Erinnerst du dich an Meryem? Oder nein, warte. Sie ist jünger als ich, du kannst dich nicht an sie erinnern. Meryem war das schlaueste Mädchen im ganzen Block, das wusste jeder. In meinem Tagebuch führte ich damals Listen, über Mädchen

im Viertel und in der Schule. Es gab «hübsch», «schlau» und «reich» – die drei Kategorien, die mir gefährlich werden konnten. Meryem war schlauer als ich, aber dabei so nerdy, dass sie schon wieder ungefährlich war.

Sie lachte nervös. «Ich weiß nicht, ob Sie sich an mich erinnern, ich bin auch in Katernberg aufgewachsen, aber ich war – und bin natürlich – ein paar Jahre jünger. Also: Ihre Großmutter ist gestürzt. Sie wurde gestern aus der Reha entlassen und ist nun allein in der Wohnung. Ich habe leider erst jetzt Ihre – oder kann ich du sagen? Ich sage mal du, ja? –, ich habe jetzt erst deine Nummer herausbekommen. Es geht ihr ganz okay, sie hat sich den Oberschenkelhals gebrochen, aber es sieht so aus, als würde es gut verheilen.»

«Ähm – okay, schön», sagte ich.

«Sie ist allein und außerdem ein bisschen verstört wegen der Vorfälle. Du hast ja bestimmt mitbekommen, die beiden Kinder. Und da dachte ich, ich spüre dich mal auf und frage, ob du Zeit hast, für eine Weile nach Hause zu kommen. Varuna braucht ein bisschen Beistand, und ich glaube, sie braucht dich.»

Ich leugnete, von den verschwundenen Mädchen gehört zu haben, leugnete auch, mich an Meryem zu erinnern, und fragte dann: «Warum ich?» Nicht nett, ich weiß.

«Na ja, du bist ihre einzige Verwandte. Ich hab gedacht, also – wer sonst?»

«Du vielleicht, wenn ihr so gute Freunde seid.» Ich legte die Hand auf meinen Bauch und betastete meine Muskeln.

«Vielleicht für ein paar Tage, es muss nicht lange sein.»

Ich hatte auf ein Zeichen gewartet, das hier war wohl eins – ich stimmte zu.

«Oh, okay. Gut. Ich freue mich sehr. Und Varuna wird sich auch freuen, wirklich.»

Ich fragte mich, was Meryem das Wohlbefinden meiner Großmutter anging. Varuna war seit mindestens dreißig Jahren verstört und einsam, da bestand kein akuter Handlungsbedarf.

«Sag ihr nicht, dass ich komme, ja? Ich möchte sie überraschen.»

«Haha, okay.» Meryem schien zu wissen, wie sehr Varuna Überraschungen hasste. Vielleicht waren sie wirklich Freundinnen.

Noch am selben Nachmittag packte ich meinen Koffer und legte einen schwarzen Kaschmirpulli hinein. «Ich packe meinen Koffer und lege einen schwarzen Kaschmirpulli und eine Chloé-Jeans hinein. Ich packe meinen Koffer und lege einen schwarzen Kaschmirpulli, eine Chloé-Jeans und einen LaPerla-BH hinein.»

Ich packe meinen Koffer. Das war unser Lieblingsspiel, weißt du noch? Wir lagen auf deinem Bett im Wohnzimmer und überlegten, wohin unsere Reise führen sollte. Such dir ein Land aus, sagtest du. Amerika, sagte ich, und dann dachten wir darüber nach, was wir mitnehmen sollten ins Land Amerika. Stundenlang packten wir unseren Koffer. Bis du deinen wirklich gepackt hast (oder auch nicht).

Ich faltete meine teuerste Kleidung in den Hartschalenkoffer – als könnte sich eine einzige Jogginghose

um meine Fesseln wickeln und mich zurück nach unten ziehen. In meine Alexander-Wang-Tasche steckte ich mein iPhone, mein Portemonnaie, ein bisschen Schmuck und eine ungeöffnete Flasche Belvedere. Ich packte für eine Woche.

Es gab niemanden, dem ich hätte Bescheid sagen müssen. Ich hatte keine Haustiere, keine Pflanzen und bekam wenig Post. Senf schimmelt nicht, der Elchmilch-Blauschimmelkäse sollte schimmeln, ansonsten war nicht viel zu holen. Die übrigen Eier, Steaks und Karotten nahm ich mit. Den Bio-Bauchspeck auch. Nach meiner Entlassung machte ich ein Viertel meines Monatsgehalts für Feinkost locker. Nie wieder zwanzig Gramm abgepackten Frischkäse (abgerundete Kanten, nichts für Ritzer), keinen wässrigen, lauwarmen Kaffee mehr, keine laschen Brötchen und Billigsalami. Wäre man nicht schon vorher depressiv gewesen, nach drei Monaten Verrücktenfraß war man es auf jeden Fall.

*

Während der Zugfahrt sah ich Ashanti und Lara auf dem Sitz gegenüber. Sie blickten mich an. Lara lasziv, Ashanti teilnahmslos. Wo seid ihr?, fragte ich ihre Gesichter. Was ist euch zugestoßen? Oder seid ihr schlauer, als ihr aussieht, und habt erkannt, was das Leben für euch bereithält? Früher verbrachte ich unzählige Stunden damit, auf meinem Bett zu liegen oder durch die Straßen zu laufen und darüber nachzudenken, wie wohl ein Leben südlich der A40 wäre, wie

es wohl in Düsseldorf oder Köln, vielleicht sogar in Stuttgart oder München sein mochte. Ich wollte in die Welt aus *GZSZ* und *Unter uns*. Vielleicht waren sie einfach aufgebrochen in so eine Welt der gefegten Innenhöfe und blonden Musiker mit verwuschelten Haaren, die in einem Café an der Ecke schlanken Menschen Latte macchiato reichten. Aber diese Träume kamen natürlich erst später. Als du noch da warst, wollte ich nirgendwo sein außer bei dir.

Oder hatten Ashanti und Lara erkannt, dass diese Art Leben schon jetzt außerhalb ihrer Reichweite lag und entschieden, es zu beenden, bevor es so richtig begann? Aber Neunjährige bringen sich nicht um, oder?

Im Nachhinein wurde mir klar, wie nah diese andere Welt ist. Auch für uns gewesen ist. Wir hätten einfach mit dem Zug ins Rheinland fahren können, so wie Martha, das einzige Mädchen in der Schule, dessen Vater einen Dokortitel hatte – er war kein Arzt, was das Ganze noch unglaublicher machte. Montags erzählte sie oft von Museumsbesuchen in Bonn oder Domkonzerten in Köln. In meinen Ohren hätte sie auch von Paris und Chicago sprechen können, so unwirklich und fern klangen diese Städte. Selbst der Essener Süden schien unerreichbar, Bredeney und Kettwig kannte ich nur aus Erzählungen, wie Atlantis und das Nimmerland, dabei waren es bloß zwanzig Minuten mit der Straßenbahn, nach Düsseldorf brauchte man eine halbe Stunde mit dem Zug. Wusstest du das und wolltest nicht dahin? Oder bist du nur ohne mich gefahren?

Der Mann gegenüber klappte seine Zeitung zu, Ashanti und Lara verschwanden und stiegen am Flughafen mit ihm aus.

Gerade war ich weggedöst, als ich sie hörte. Wie greller Durchfall breiteten sie sich aus. Elf Frauen in den gleichen pinkfarbenen Shirts mit der Aufschrift «Tussis on Tour» am Rücken. Vorne das Logo eines Sportvereins, TuS Holtenkamp. Sie gruppierten sich um mich, alle in ihrer Angel-meets-Jägermeister-Duftwolke. Schwarze Kurzhaarschnitte, blonde Dauerwellen. Überschminkt, braun gebrannt, Raucherfältchen. Erschöpfung, die durch zu viel Kaffee zu Hysterie geworden war. Frauen, deren Leben sich zwischen Supermarkteinkäufen und Vormittagsfernsehen bewegte, deren Radius kaum größer war als der einer Milchkuh.

Ich kenne diese Mütter. Diese Mütter haben ihre Kinder mit Ach und Krach und Drohungen und körperlicher Gewalt in die Oberstufe gekriegt, das hat noch niemand in ihrer Familie geschafft. Und diese Mütter würden alles dafür tun, dass ihre Kinder nicht von der erstbesten Göre, die sich aufs Gymnasium verlaufen hat, wieder in den Abgrund gezogen werden.

Diese unsichtbaren Hierarchien kann ich in meinem neuen Leben immer schwer erklären, aber du verstehst ja, wie es funktioniert: Egal, wo man steht, man muss nach unten treten können. Das Treten beweist, dass es noch ein Unten gibt, und das ist wichtig.

Diese Mütter sind bereit, die AfD zu wählen, damit die Flüchtlinge und die der Todesstrafe würdigen Pädophilen von ihren Schützlingen ferngehalten werden. Aber wovor sie

wirklich Angst haben, was sie nachts wachhält, das sind Mädchen wie Ashanti, Lara und ich.

Ich schloss die Augen wieder, zählte bis vierhundertneunundfünfzig und stieg am Essener Hauptbahnhof aus.

*

Mit jeder Haltestelle, die die Straßenbahn Richtung Norden fuhr, schrumpfte der Anteil an Leuten, die sowohl Deutsch sprachen als auch nüchtern waren. Im Norden angekommen, saßen in der Straßenbahn türkische Großmütter, die seit fünfzig Jahren in Deutschland lebten, aber aussahen, als wären sie gestern aus Anatolien eingeflogen, und deutsche Männer, die selbst gestochene Knast-Tattoos trugen und ihre ersten vier Bier intus hatten. Wobei, neben mir waren da auch noch die Frau mit dem Instrumentenkoffer und so ein Typ, der einen Kuchen unter einer Tupper-Glocke transportierte. Wie es ist und wie es war, schien zum Verwechseln ähnlich, aber doch nicht identisch zu sein. Die Mutter mit dem Zwillingswagen, der Mittvierziger am iPhone, die zwei Teenies ganz hinten, die sich kreischend vor Freude über das Handy der einen beugten.

*

An der Haltestelle Abzweig Katernberg, gegenüber an Ulla's Büdchen, an den Laternenpfählen und an der Tür von Kodak Döner hingen die Vermisstenanzeigen. Manche selbst gebastelt

und handgeschrieben, andere von der Polizei. Ich zählte durch. Lara wurde fünf Poster mehr geliebt. Würden verschwundene Mädchen von Coca-Cola gesponsert, hätte das anders ausgesehen. Es hätte CLPs mit Bewegtbildern gegeben, irgendeinen interaktiven Kack, Micro-Influencer hätten auf ihren Channels mitgeholfen, alles wäre glatter und weniger verzweifelt homemade.

Solche Poster muss es auch für dich gegeben haben, oder? Hatten wir das Viertel damit zugekleistert, dein hübsches Gesicht in alle Lotto-Annahmestellen und jeden Altgold-Ankauf gehängt? Ich erinnere mich nicht.

Ich starrte ins Leere und bemerkte zu spät, dass hinter der Scheibe ein Mann Döner vom Spieß schnitt und zurückstarrte.

Ich kam an einem kaputten Kühlschranks vorbei, daneben standen zwei aussortierte Stühle ohne Sitzfläche. Andere Leute hatten sich mit normalem Hausmüll beteiligt, und nun entstand an der Schalker Straße eine Pop-up-Müllhalde. Am Verein für deutsch-türkische Freundschaft, in den sich wahrscheinlich noch nie eine Frau oder ein Deutscher verirrt hat, bog ich ein.

Ein Tritt in die Magengrube, als ich den Block sah. So gut wie nichts hat sich verändert. Das Senfgelb ist jetzt dreckige Eierschale, ansonsten alles wie früher. Diese Siedlung ist beständig in ihrer Beschissenheit – wie ein kleines afrikanisches Land, das nach Millionenzuschüssen noch genauso arm, korrupt und undemokratisch ist wie vorher. «Was hätten wir tun sollen?», fragen sich die richtigen Leute laut und denken heimlich: Vielleicht sind diese Menschen

einfach anders als wir. Vielleicht sind sie noch nicht bereit. Vielleicht kriegen wir doch alle das, was wir verdienen, und das hier hat nichts mit Armut oder sozialer Durchlässigkeit zu tun. Was weiß ich, vielleicht haben die richtigen Leute recht.

Die löchrige Hecke vor dem Häuserblock, als wäre er ein Bordell, das es abzuschirmen gilt, nicht einfach ein trauriges Stück Ruhrgebiet. Sie ist so hoch wie damals, selbst sie hat verstanden, dass hier nichts wächst. Ohne diese Hecke wäre es weniger traurig. Ohne Hecke wären wir einfach offiziell im Ghetto und hätten ein bisschen Ghettostolz entwickelt, trotzig unsere Nasen in die Höhe gereckt und wären mit Ist-halt-so-Schnoddrigkeit durchs Leben gegangen. Die Hecke zeigt uns, was wir nicht sind, worauf wir gehofft haben, wofür wir hier hingekommen sind, woraus nichts geworden ist.

Habe ich wirklich «wir» gesagt?

*

Doktor Ziegler hat in einem unserer wöchentlichen Einzelgespräche gesagt, ich solle dir schreiben. Einen Abschiedsbrief oder so was. Und weil ich es nicht gemacht habe, hat sie gemeint, es würde an meiner Weigerung liegen, mich von dir zu verabschieden. In der Klappe bedeutet immer alles irgendwas, nichts darf einfach mal sein oder aus Faulheit oder so geschehen. Sie meinte, man könne den Brief dann zu einem Schiffchen falten und auf einem Fluss treiben lassen. Per Hand schreibe ich nur Einkaufszettel, wenn ich also nicht mein

MacBook in der Ruhr versenken möchte, wird nichts aus dem Schiffchen. Ich war schon froh, wenn ich die tägliche Aneinanderreihung unsinniger Therapien überstanden hatte und mich abends beim Fernsehprogramm durchsetzen konnte.

Ich lief an der Hecke entlang, und dann stand plötzlich Melanie vor mir und rauchte. Melanie, die mit der verschwundenen Lara. Melanie, die Matratze, Melanie aus der Zeitung. Ich war überrascht, dass sie hier war. Und war überrascht, dass ich überrascht war. Wo sollte sie sonst sein? Hatte ich etwa geglaubt, Mütter verschwundener Kinder würden in ein eigens für diesen Zweck erbautes Haus abtransportiert, wie in eine nepalesische Menstruationshütte, um dort still zu leiden, fernab von neugierigen Nachbarn?

«Was glotzt du so?», fragte Melanie und zog ihre Augen zu Schlitzen. Ihr komplettes Gesicht schien sich in der Mitte zu treffen. Nase, Augen und Mund waren klein und standen eng beieinander. Drum herum Brachland.

«Erinnerst du dich an mich?» Ich stellte meinen Koffer ab und holte Zigaretten aus der Handtasche.

Warum rauchen arme Assis immer Schachtelzigaretten, ohne Ausnahme? Hat ihnen nie jemand gesagt, dass Drehen billiger ist, oder hat das irgendetwas mit Reststolz zu tun, der sich in Camel und Marlboro äußert?

«Bist wohl aufgetaucht, weil es hier was zu glotzen gibt?»

«Ich bin wegen meiner Großmutter hier.» Ich zeigte auf die Häuserfront, und weil ich mich nicht erinnern konnte, wo

«meine» Fenster waren, schweifte mein Arm unentschlossen über den ganzen Block.

«Die Schrapnelle lebt immer noch, ne?» Melanie nickte Richtung Fenster.

«Anscheinend schon.»

Wir grinsten und zogen an unseren Zigaretten.

«Tut mir leid mit Lara. Ich hab keine Kinder, kann mir aber vorstellen, dass das schrecklich ist.» Gelogen. Ich konnte und wollte es mir nicht vorstellen.

«Keine Ahnung, ich heul den ganzen Tag und sitz hier rum. Die Bullen sagen mir nicht so richtig was, und ich weiß echt nicht, was ich machen soll.»

Tränen rollten über Melanies Wangen. Sie ignorierte sie, und ich machte mit.

«Hast du noch mehr Kinder?»

«Nur Lara. Dachtest du, ich hab 'nen Stall voll?» Ihre Augen wurden noch kleiner.

Sie schaute mich lange an. Eine Frau, die Stille aushalten konnte.

«Du hast früher schon immer geglaubt, dass du was Besseres bist», sagte sie schließlich.

«Denk ich immer noch», antwortete ich und schaute über die benachbarte Häuserfront.

«Nur weil du mal nach Düsseldorf gezogen bist und 'n paar Jahre einen auf feine Dame gemacht hast, heißt das nicht, dass du nicht genauso hierhingehörst wie ich.»

Erzählte meine Großmutter von mir? Hatte Melanie mich auf Facebook gestalkt? Wenn ich ihr Bild nicht in der Zeitung gesehen hätte, hätte ich kein weiteres Mal in meinem Leben an sie gedacht.

«Man kann das Mädchen aus der Gosse holen, aber nicht die Gosse aus dem Mädchen.» Kurz sah Melanie zufrieden mit sich aus. Dann kramte sie einen Schlüssel mit einem dreckigen Diddl-Maus-Anhänger aus ihrer Jackentasche. «Man sieht sich», sagte sie und verschwand in dem Hauseingang.

Wie konnte sie noch immer hier wohnen? Lebte sie bei ihren Eltern? Oder sind Mietverträge zusammen mit Übergewicht und Armut erblich? Ich rauchte zu Ende, atmete tief durch und klingelte bei Varuna.

*

So düster, dass man sich daran die Augen verdarb. Ich wollte ihr nicht ins Gesicht schauen, guckte an Varuna vorbei in die Wohnung. Sonnenfinsternis.

Meine Freundinnen hatten unsere Wohnung geliebt, erinnerst du dich? Bis ich es verbot, nannten sie sie «Das Hexenhaus». Die dunklen Stoffe an den Wänden, das schiefe selbst getöpferte Geschirr, die exotischen Pflanzen und die Nacktkatzen ließen die Wohnung wie ein Gruselkabinett aussehen, erdacht von einer Sechsjährigen. Jeder Schritt musste mit Bedacht gewählt werden, es gab keinen Freiraum. Neben der Tür stand eine enorme Kaktee mit fingerlangen Stacheln,

hier wurde das Gegenteil von Willkommenskultur gelebt. Eine dunkle Kommode, wie alle Oberflächen mit gemustertem Stoff bedeckt. Der Geruch nach Keller und feuchtem Teppich, die Kakteenhäuser mit den starren, feindseligen Pflanzen, die Katzenklos, die verhängten Stehlampen, die alles in ein schummrig violettes Licht tauchten – noch bevor ich über die Türschwelle trat, blieb mir die Luft weg.

Als Kind hatte ich an eine Untererdewelt geglaubt, genau wie an eine Unterwasserwelt, und daran, dass es unter der Erde so aussehen würde wie hier. Wenn man sich durch die Wiese buddelte, wäre da eine höhlenartige Welt aus lilafarbenem Samt und modrigen Pflanzen, aus billigem Messingschmuck und haarlosen Katzen mit riesigen Augen.

Als steckte ich in einem Korsett, musste meine Lunge kämpfen, um Luft in ihre Flügel zu saugen.

Varuna schaute mich schweigend an, ihr Gesicht ausdruckslos. Sie schien geschrumpft, seit ich sie zuletzt gesehen hatte. Ansonsten ein paar Falten mehr, aber derselbe vorwurfsvolle Blick, dieselbe Haltung, als würde sie zu ihrer Krönung und nicht durch ihre Wohnung schreiten. Sie humpelte drei Schritte auf mich zu, streckte eine Hand nach meinem Gesicht aus, legte sie mir auf die Wange und kniff, eine zärtliche Geste imitierend, mit ihren kalten Fingern hinein.

«Arielle.» Sie schob mich eine Armlänge von sich weg, drehte meinen Kopf in ihren Händen, als wollte sie mich auf Macken hin untersuchen. «Du siehst aus wie Milch und Blut.»

Der Geruch nach Kernseife, der Geruch meiner Kindheit. Ich trat einen Schritt zurück, lehnte am Flurgeländer und blickte durch die offene Tür auf eine der Katzen, die anschuldig auf dem grünen Hocker saß, der noch immer unter der Gegensprechanlage stand, daneben das Korb Tischchen mit dem schwarzen Wählscheibentelefon. Kurz schloss ich die Augen, dachte an meine Wohnung: Weiß und Cream. Keine Muster, kein Schnickschnack, nichts Selbstgebasteltes, kein absichtlicher Verfall.

«Immer so dramatisch», sagte Varuna, die einen smaragdgrünen Turban und handflächengroße Silberohrringe trug.

«Ha!», sagte ich und ließ mich von ihr in die Wohnung ziehen.

Im Hexenhaus roch es noch immer nach alter Frau, als hätte jemand alle Wände mit Rosenwasser abgewaschen. Mit vierundsiebzig Jahren war Varuna in den Geruch hineingewachsen.

Ich zwang mich, in ihre blassen Augen zu gucken, auf ihre hohen Wangenknochen, ihr hängendes Kinn. Ein paar Sekunden standen wir regungslos voreinander, zwischen uns die Lücke, die Leerstelle, du an deinem natürlichen Platz zwischen den Generationen.

Varuna, eine Frau höheren Alters im Outfit eines fernöstlichen Wanderpredigers. Ich, eine Frau Anfang dreißig, im Outfit einer Senior-Social-Media-Managerin. Ich hatte eine kurze Escort-Karriere darauf gebaut, ethnisch uneindeutig

John hielt einen Strauß in der Hand, überreichte ihn aber nicht, sondern legte ihn auf den Tisch im Flur neben die leere Obstschale. Er nahm meinen Kopf in seine Hände, küsste mich.

Ich ging in mein Zimmer, ließ mich aufs Bett fallen, schaute auf die Schmetterlinge.

«Es tut mir leid, okay?», sagte ich leise.

John hockte sich neben mich, streichelte meine Stirn. «Ich weiß. Ist okay, Kleines.»

«Es hat keinen Paketboten gegeben.»

«Ja, hatte ich mir gedacht.»

«Aber es hätte ihn geben dürfen.»

«Ich weiß. Darum ging's nicht.»

«Ich weiß.»

Ich stützte mich auf den Unterarm, strich mit dem Finger über seine Nase, seine Lippen, seine Wangen.

«Sie haben ihn, Arielle.»

«Ja.»

«Er war so ein Betreuer, er ist jünger als ich. Ich –» Er schwieg, ich strich über seine Augenlider, seine Stirn, sein Haar.

«Ich glaube, Ashanti ist über den Berg. Sie spricht wieder ein bisschen, gestern durfte ich ihren Kopf streicheln. Es ist ein langer Weg, ich weiß das. Aber ich werde hier sein, wir haben ja Zeit.»

Ich schaute auf die Uhr, die Batterien hatte Varuna im Laufe der Jahre bestimmt mindestens einmal erneuert.